

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 50 (1946-1947)
Heft: 1

Artikel: Mozart : in vier symphonischen Sätzen
Autor: Georgi, Stephan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661930>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das ganze öffentliche Diskutieren kann ver-
sachlicht und sehr stark vertieft werden, wenn
die Statistik und ihre Ergebnisse immer mehr
und überall diejenige Würdigung finden, die sie
verdient. Es bedürfte dazu eigentlich nur einer
Kleinigkeit: da das Volk selbst gar nicht so ab-
geneigt ist, handfeste Tatsachen zu erfahren, auch
wenn dabei Zahlen benutzt werden, brauchten nur
alle diejenigen, die für die Öffentlichkeit schreiben

oder reden, das lange genährte Vorurteil gegen
die Statistik abzulegen und sich nicht zu scheuen,
gelegentlich auch mit ein paar Zahlen aufzuwar-
ten. Und dies wenn nötig auch selbst auf die Ge-
fahr hin, daß ihre Rede oder ihr schriftlicher Be-
richt nicht so amüßant klingt, wie einst oder daß
gar wegen der Strenge und Unerbittlichkeit der
Zahlen ein lustiges Projekt weniger das Licht
dieser buckligen und unruhigen Welt erblickt!

Mozart

In vier symphonischen Sätzen von Stephan Georgi

Allegro: — An jenem fröstelnden Januartage
des Jahres 1756 konnten die vom nahen Unters-
berge herwehenden Flocken gar nicht anders, als
im tändelnden Takte eines graziös-übermütigen
Menuettes herniederzuspielen auf Salzburg, die
versteckte, glockenreiche Stadt.

Wie der Neugeborene wohl mit feinem, vor-
ausbestimmten Ohr hinauslauschen mochte auf
das geflügelte Geläute der Ebern, so hörte
fünf Jahre später eine ganze Welt auf das me-
lodienreiche Tongeläut eines Salzburger Wun-
derknaben.

Nein, es waren keine falschen Nachrichten,
die da besagten, daß es dort im Österreichi-
schen einen Knaben gäbe, der, kaum fünf Jahre
alt, mit virtuoser Fertigkeit selbstkomponierte
Klavierstücke spielte.

Wie der erzbischöflich salzburgische Vizekapell-
meister Leopold Mozart zum ersten Male die
ganze Genialität des kleinen „Wolferl“ erfuhre?
— Da waren zwei Freunde des Mozartschen
Hauses, Wenzl und Schachtner, gekommen, um
einige neue Streichtrios durchzuspielen. Der
kleine Wolfgang stand andächtig dabei, hörte und
lauschte. Dann schlich er sich hinaus, brachte seine
Geige, die er vor kurzem geschenkt erhalten
hatte, und bat den Vater, die zweite Violine mit-
spielen zu dürfen. Natürlich wurde ihm diese
narrische Bitte abgeschlagen, denn wohl hatte
der Knabe schon erstaunliche musikalische Bega-
bung bewiesen, wohl hatte er daraufhin auch eine

Geige bekommen und war in den Anfangsgrün-
den unterrichtet worden, aber er hatte doch auf
dem Instrument bislang eben nur „ein wenig
darauf herumgespielt“, noch keinen ernststen Unter-
richt erhalten. Da stand nun der kleine abgewie-
sene Künstler, unaufhörlich rannen die Tränen,
und immer wieder bat er: „Laßt's mich doch
mitspielen auf meinem Geiger!“ Endlich er-
weicht, sagte der Vater nun doch: „Geh, geig mit
dem Herrn Schachtner mit, aber so leise, daß
man dich nicht hört.“ Wolfgang Amadeus Mo-
zart spielte mit. Nach einer Weile legte Schach-
tner still seine Geige beiseite. Sie war überflüssig
geworden. Auch Leopold Mozart hörte auf zu
spielen; jetzt traten ihm Tränen in die Augen.
„Malefizbua! Malefizbua, du goldiger!“ — So
spielte der Fünffährige auch die folgenden Trios
hindurch mit.

Leopold Mozart zog aus, „der Welt dieses
Wunder Gottes zu zeigen“, zog von der Salzach
zur Donau, von der Spree zur Themse, von der
Seine zum Tiber, von Triumph zu Triumph. In
Neapel mußte der Knabe während des Spiels
den Ring vom Finger nehmen, da man diesem
eine so wundergleiche Kraft zuschrieb, in Mail-
land rief der gefeierte tonangebende Komponist
Hasse aus: „Dieser Knabe da wird alle ver-
gessen machen!“ und in London begeisterte sich
Christian Bach, des großen Sebastian Sohn:
„Wahrlich, mancher Kapellmeister stirbt ohne das
zu wissen, was dieser Knabe jetzt schon weiß!“ —

Mit dreizehn Jahren war Wolfgang Amadeus Mozart erzbischöflich salzburgischer Konzertmeister, mit vierzehn Jahren durch den vom Papst selbst überreichten Orden vom goldenen Sporn „Ritter“ Mozart.

* * *

Andante: — „Ihro Hochfürstl. Gnaden, Hochwürdigster des Heil. Röm. Reichs, Fürst, gnädigster Landes-Fürst und Herr! Herr! ... Unterthänigstes und gehorsamstes Bitten Wolfgang Amade' Mozart“. — Wie viele solcher Schreiben an die Fürsten und Großen! Und immer dieselbe Antwort: Es ist keine Stelle frei.

Die Zeit des vergötterten Wunderknaben war vorüber; des schaffenden und ringenden Künstlers Kampf mit dem Leben begann. Enttäuschung folgte Enttäuschung. Dieses Andante sprach von Sorgen und Leiden, von Kränkungen und Ränken, die sich immer wieder hemmend auftürmten, von einem rastlosen Suchen nach einem festen Boden unter den Füßen. Hatte man dem Wunderknaben ehemals überall zugejubelt, dem nun auf steinigem Wege erdenwallenden Künstler waren alle Türen verschlossen.

Was war Klingendes übrig geblieben von seinen bisherigen Kompositionen? Wohl erlebte die neue Oper „Entführung aus dem Serail“ fünfzehn Aufführungen in einem Jahre, aber „wenn ich für diese Aufführungen und Versielfältigungen der Partituren auch bares Geld erhalten hätte, wäre ich noch glücklicher über den Erfolg.“

Und immer wieder, allem vorherrschenden Welschenkult zum Trotz, erneutes Ringen um eine deutsche Oper. „Wenn es auch Mühe kostet, ich halte es mit den Deutschen! Oder wäre es etwa eine Schande, wenn wir endlich einmal anfangen teutsch zu denken, teutsch zu handeln, teutsch zu reden oder gar — teutsch zu singen?“

Intrigen, die vornehmlich von seinem Todfeinde, dem Komponisten Galieri, ausgingen, machten diese Pläne vorerst zunichte. Derweilen mußte sich Mozart seinen Lebensunterhalt mit Konzertaufführungen und dem Komponieren kleiner, gerade irgendwo gebrauchter Musikstücke verdienen.

Allen Schikanen und Kränkungen aber, die ihm von den Großen und Reichen fortgesetzt zuteil wurden, stellte er immer nur das eine Wort entgegen: „Das Herz adelt den Menschen.“

* * *

Das Scherzo: — War es ein Scherzo? Ein heiter-gereiftes, anmutig-besinnliches Menuett?

Als Mozart im Frühjahr 1786 in seinem roten Pelz und goldbordierten Hut auf der Bühne stand, um den Proben seines „Figaro“ beizuwohnen, fand die Begeisterung der Teilnehmer keine Grenzen „Bravo! Bravo, Meister!“ riefen die Darsteller, die Musiker hörten auf zu spielen, klatschten, trommelten auf die Notenpulte; ein nicht enden wollendes „Es lebe der große Mozart!“ ging durch den Raum. Die Aufführung war voller Triumph und ... und kurze Zeit später wurde die Oper auf Betreiben Galieris und seiner Anhänger vom Kaiser verboten. Mozart mußte seinen Verleger um ein paar Dukaten Vorschuß bitten.

Prag war die Stadt des größten Erfolges. Als im Oktober 1787 die Aufführung des „Don Juan“, dessen Text von dem bekannten Librettisten Lorenzo da Ponte stammte, stattfand und mit ungeheurem Jubel aufgenommen wurde, rief der Theaterdirektor: „Es lebe Mozart! Es lebe da Ponte! Solange diese beiden leben, weiß man nichts von Theaterelend!“

Allein schon in Wien hatte diese Oper keinen rechten Erfolg mehr. „Cosi fan tutte“ folgte, die „Zauberflöte“ fand keinen Anklang ... und Mozart tanzte sich mit seiner Frau, seinem „goldigen Constanzerl“, seinem „Bagatellerl“, im Zimmer warm, weil kein Geld zu Feuerung da war.

Selbst seine Ernennung zum Kammerkompositeur Josephs II. bedeutete keine rechte Hilfe; für die 800 Gulden, die er damit bekam, hatte er nichts anderes zu tun, als leichte Tanzmusik zu schreiben.

„Zu viel für das, was ich leiste; zu wenig für das, was ich leisten könnte!“

* * *

Finale: — Eine merkwürdige Bestellung. War da eines Tages ein Fremder bei Mozart erschienen, mit hagerem, unbeweglich ernstem Gesicht, bekleidet mit düsterem Grau. Der hatte ihn gebeten ein Requiem zu schreiben. An das Honorar, das er sogleich auf den Tisch legte, knüpfte er die Bedingung, daß man niemals versuchen möge den Namen des Bestellers zu erfahren. Mozart, in argen Nöten lebend, nahm den sonderbaren Auftrag an. Aber das Bild jenes geheimnisvollen, oft mahnend wiederkehrenden Fremden wurde für die zerrütteten Nerven des mit noch nicht fünfunddreißig Jahren schon Kranken und Hinfälligen zu einer Schreckgestalt, die in Halluzinationen an allen Orten vor ihm auftauchte.

Die aufreibende Arbeitslast, zu der er angetrieben wurde, untergrub seine schwache Gesundheit noch mehr. Zudem kam nun gar noch ein weiterer Auftrag hinzu: für die Böhmen eine Krönungsoper zu schreiben. Er begab sich nach Prag. In achtzehn Tagen war der „Titus“ geschrieben.

Krank, müde, mutlos kam er nach Wien zurück. Uebermals enttäuscht, denn der allzu eilig hingeschriebene „Titus“ war nur mäßig aufgenommen worden.

Im Krankenbett liegend, arbeitete er mit letzter Anstrengung an dem geheimnisvollen Requiem. „Es ist meine Totenmesse! Ich weiß es!“

Am 4. Dezember 1791 hatte er dem Requiem noch ein weiteres Stück hinzugeschrieben. Einige Sänger weilten bei ihm, mit denen er die Fortsetzungen durchzuprobieren pflegte. Er selbst übernahm dabei die Altstimme. Bis zu den ersten Taktten des Lacrimosa sang er, dann brach er plötzlich ab; Tränen traten in seine Augen... langsam schlug er die Partitur zu..

An Mozarts Begräbnistage heulte der Wind eine schaurige Totenmesse. Furchtbares Schneetreiben herrschte. Das kleine Trauergefolge, das hinter dem Sarge herschritt, wurde immer geringer; einer nach dem andern kehrte des schlechten Wetters wegen um. Und draußen, auf dem Friedhof, stand keiner weiter an seinem Grabe als der — Totengräber.

Als Constanze, die krankheits halber an dem Begräbnis nicht hatte teilnehmen können, später den Friedhof besuchte, begab es sich, daß niemand wußte, wo Mozart begraben ist. Der alte Totengräber war fort, der neue konnte keine Auskunft geben.

Mozarts Grab ist nie bekannt geworden.

Ackerfeuer

HANS SCHÜTZ

Von des Himmels reiner Labe
treu genährt
hat uns wiederum die Erde
mit des Ackers guter Gabe
reich beschert.

Opfer werde
dem, der gibt!

Darum lasst auf baren Breiten
sanfte Feuer uns bereiten!
Dass der Rauch in blauen Fahnen
walle, steige zu den Ahnen,
die vor Zeiten
solchen Brauch geliebt!